

(Nachdruck verboten.)

17) Auf der letzten Schwere.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Niels glaubte selbst, kein besonderes Ziel mit seiner Wanderung zu verfolgen. Aber als er zu Groß-Varfens Gehöft kam, da bog er ab und schlug den Weg hinunter zum Strande ein. Dort setzte er sich hin und blickte zum Dorfe hinauf, und er saß lange da.

Wie lange, das rechnete Niels nicht so genau nach. Aber schließlich sah er, wie die Haustür sich öffnete und Märta heraustrat. Die Sonne fiel gerade auf ihr Gesicht, und Niels packte ein brennendes Gefühl von Gewissensqual, als er den Ausdruck ihrer Züge sah. Er erhob sich, um vorzugehen, aber er konnte nicht. Er blieb stumm stehen und betrachtete Märta, die, mit einem Krüge in der Hand, den Weg zum Brunnen einschlug. Er sah ihre schlanke Gestalt den Hügel hinaufsteigen, und vor den Augen des jungen Mannes flimmerte es.

Dann raffte er sich plötzlich auf. Nef ein paar Schritte vorwärts und holte sie ein. Aber Märta wendete sich nicht um. Als hätte sie gehört, wer kam, ging sie mechanisch weiter, während das Herz in ihrer Brust stille stand, und ohne ein Wort zu sagen, ohne auch nur zur Seite zu blicken, ließ sie den Kommenden den Krug nehmen und neben sich weitergehen.

Schweigend erreichten sie den Brunnen, schweigend füllte Niels den Krug, und schweigend gingen sie beide zurück zur Zaunthür, die in Groß-Varfens Hof führte.

Aber da blieb Niels stehen, und sein ganzer Körper zitterte.

„Hast Du mir nichts zu sagen?“ fragte er.

Sie sank vor seinem Blick mit einer so heftigen Bewegung zusammen, daß es den Mann mit unaussprechlichem Glück ergriff.

„Wir haben uns ja doch lieb,“ sagte er.

Da lehnte sich Märta an den Steinpfosten und weinte laut. Sie wußte nicht mehr, was sie sagte, wußte nicht, was sie that oder wo sie war. Der unsägliche Schmerz preßte sich durch jede Regung ihres Körpers hervor, und sie wäre gefallen, wenn nicht Niels sie umfaßt und aufrecht erhalten hätte.

„Komm jetzt mit mir,“ sagte er.

Niels war so weich in diesem Augenblick, so milde und so gedemütigt. Er glaubte etwas so Böses gethan zu haben, daß er es nie im Leben wieder gut machen konnte, und er sah sich ratlos nach einem Platze um, wohin er Märta bringen konnte. Willentlos ließ Märta sich führen, zu Boden gedrückt von dem Gedanken an die Schmach, der sie lähmte; und Niels zog sie hinab in ein Boot, das an der Brücke befestigt war. Aber als er dort versuchte, sie an sich zu ziehen, stieß Märta einen heiseren Schrei aus und rückte von ihm weg.

Sie wußte nicht, was sie that, sie saß nur still und wartete, daß das Bekenntnis über ihre Lippen brechen sollte.

Und wie Niels dasaß und Märta ansah, erschrak er. Er fühlte, daß in all dem etwas verborgen lag, was er sich nicht erklären konnte, und er glaubte, daß er sie so bitter verletzt habe, daß sie ihm nie mehr einen Blick schenken wollte.

Von dem Gefühl seines Unrechts bedrückt, fing Niels zu sprechen an. Er sprach wie ein Sünder vor seinem Gott, und erwähnte mit keinem Worte, wie er und Märta damals auseinandergekommen waren. Das wußte er ja nicht, ebenso wenig wie sie. Das war für sie beide nur ein dunkles, unerklärliches Rätsel, in dem alles andre unterging. Aber leise und still erzählte er, wie es ihm auf dem Meere ergegangen, und wie einsam und wunderbar alles gewesen sei. Die Kameraden waren ans Land gegangen und hatten Briefe geschrieben. Er hatte keine gehabt, an die er schreiben konnte. Die Kameraden waren ans Land gegangen und hatten Briefe geholt, und während der langen Nächte hatten sie einander die Briefe laut vorgelesen. Er allein war außerhalb von allem gestanden und hatte geglaubt, daß es immer so sein würde. Dann war er heimgekehrt und hatte sich gar nicht träumen

lassen, daß jemand glauben könne, er sei ertrunken. Alles war so heftig über ihn hereingebrochen, daß es ihm noch gar nicht gelungen war, seine Gedanken zu ordnen. Er wußte bloß, daß er mit Märta sprechen mußte. Und darum hatte er sie jeden Tag gesucht, obgleich er nicht wagte, in ihr Heim zu gehen, wo er wußte, daß sie war. Am Strande hatte er gesessen und sie erwartet, alle bekannten Wege hatte er durchstreift. Aber das wußte er jetzt: ohne sie war das Leben nur Einsamkeit und Kummer, und nie würde er wieder gegen sie so hart sein können, wie er einst gewesen.

All dieses sagte Niels zu Märta, und sie hörte seine Stimme und wunderte sich darüber, daß es nicht gestern war, als sie sie zuletzt gehört. Alles, was er sagte, war so natürlich und so gut zu hören. Märta hatte das Gefühl, als sei sie nach einer langen Reise heimgekommen und brauche nie mehr fortzugehen. Und sie war nahe daran, ihr Köpfchen an Niels zu schmiegen wie ehedem, und sich zur Ruhe zu weinen, wie das arme, gejagte Kind, das sie war. Aber dann tauchte in ihrer Erinnerung die entsetzliche Wahrheit auf, und sie wollte sie nicht verhehlen, sie dachte nicht einmal, daß sie versuchen könnte, das Furchtbare geheim zu halten. Sie richtete den Kopf empor, und es war ihr, als sei alles, was Niels gesagt, fortgeglitten und verschwunden, und sie begriff, daß sie es war, die ihn um Vergebung bitten mußte.

Niels wurde ungeduldig und erstaunt.

„Warum antwortest Du nicht?“ sagte er.

„Es kann nicht so werden, wie Du glaubst,“ sagte Märta leise.

Ein Auffunkeln der ehemaligen Gärten leuchtete aus Niels' Blick.

„Warum nicht?“ fragte er kurz.

„Du darfst nicht böse werden,“ sagte Märta. „Ich bin so unglücklich.“

Sie sprach klagend wie ein Kind, und Niels begriff nicht, daß er sie nicht in seine Arme nehmen und streicheln konnte, bis sie wieder froh ward, wie früher.

„Du bist unglücklich?“

Niels verstand es nicht. Er wartete nur auf das, was er hören sollte, als harrete er seines eignen Todesurteils.

„Niemand weiß es,“ sagte Märta leise. „Aber ich soll bald ein Kind bekommen.“

Niels saß lange still, das Gesicht in die Hände vergraben. Der Schmerz war so heftig, daß er weder Zorn noch Kummer erregte, nur eine langsam arbeitende Anstrengung, um fassen zu können, daß das Unerhörte wirklich Wahrheit war.

„Von wem?“ preßte er schließlich hervor.

Märta nannte den Namen, und wieder ließ Niels den Kopf zwischen seine Hände sinken.

Märta sagte lange nichts mehr. Wie Eiseskühle senkte sich auf sie die Gewißheit hinab, daß sie mit diesen Worten sich selbst und ihr Glück für alle Zeit getötet hatte. Und sie saß jetzt nur da und litt unter dem entsetzlichen Schweigen. Sie hatte erwartet, Niels zornig aufbrausen zu sehen, ihn heftige Worte sprechen zu hören. Aber er saß stumm neben ihr, sie konnte nicht einmal sein Gesicht sehen, sie hörte kaum, daß er atmete.

Märta glaubte, alles sei vorüber, und das Gefühl ihrer Schuld war so stark, daß sie nicht zu sprechen wagte. Sie glaubte, daß Niels sie am liebsten los sein wollte, und ohne ein Wort der Erklärung oder Verteidigung zu sagen, schickte sie sich an, zu gehen, um nicht sehen zu müssen, wie furchtbar weh sie Niels gethan.

Aber ohne aufzusehen, packte Niels sie hart bei der Hand und zwang sie, sitzen zu bleiben.

„Warte,“ sagte er.

Er sah auf, und nie glaubte Märta ein solches Gesicht gesehen zu haben.

„Nächst Du Dir deshalb nichts mehr aus mir?“ sagte er endlich.

„O, Niels!“

Es brach befreit über ihre Lippen, als hätte sie plötzlich die Gabe der Rede wiedergefunden.

„O, Niels, ich will Dir nur eins sagen. Würst Du nicht gekommen, so wäre ich zu Dir gegangen. Ich habe all das

gethan, nur, weil ich Dich so lieb hatte. Ich habe nie einen andren lieb gehabt, und kam es auch nie."

In Niels' Gesicht trat wieder jener Ausdruck, der Märta immer erschreckte.

"Warum sagst Du mir das?" brach er los.

"Weil ich meinte, Du solltest es wissen," antwortete Märta.

Und nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu:

"Glaubtest Du, ich thäte es, um es wieder gutzumachen?"

Es fand sich nicht ein Fünkchen Hoffnung in Märtas Seele, als sie das sagte; und als es gesagt war, stand sie auf und ging, ohne sich umzusehen.

Niels hielt sie auch nicht zurück. Er blieb in derselben Stellung sitzen. Lange saß er so da, und in seinen Ohren klang der Ton nach, der in Märtas Stimme gelegen, als sie ging. Dieser Ton hallte in ihm wieder und machte ihn weich. Er erzählte von einem Unglück, an dem Niels schuld zu sein glaubte, und während er so saß, verandelte sich in ihm alles, was er früher gedacht oder geglaubt hatte, denken zu können. Und wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, setzte er sich auf und sah sich um.

Die Eingebung kam so plötzlich über ihn, daß es kaum ein reiser Entschluß war, dem er folgte, als er sich erhob und ging. Niels ging den Weg durchs Dorf zurück und sah den Loffenausgud vor sich liegen. Ueber den Klippen brannte die Herbstsonne, und der Platz war leer. Niels ging weiter, und als er die Thür zu der kleinen Kojе auslehnte, fand er den, den er suchte.

August Ejöholm saß dort drinnen allein auf der Bank, und als der andre hereinkam, erhob er sich und streckte die Hand aus.

Niels blieb in der Thüröffnung stehen.

"Darum bin ich nicht gekommen," sagte er.

Niels wußte im ersten Augenblick nicht, weshalb er gekommen war, und der andre wußte es noch weniger. Die beiden Männer betrachteten einander schweigend.

"Ich komme wegen dem da mit Märta," sagte Niels endlich.

"Was denn?" fragte der andre unsicher zurück.

"Das weißt Du am besten selbst," sagte Niels bitter.

"Du brauchst Dir keine Mühe zu geben. Ich denke das Mädchen zu heiraten," sagte Ejöholm und versuchte ruhig auszufehen.

"Denkst Du?" sagte Niels. Und es klang, als lachte er.

"Höre jetzt, Niels," begann der andre. "Woher weißt Du —"

Aber weiter kam er nicht. Niels ging gerade auf ihn los und zog die Thür hinter sich zu. Dort drinnen war kaum Platz für mehr als zwei, wenn beide aufrecht standen wie jetzt.

"Ich denke sie zu heiraten," sagte Niels.

Er wurde blaß, als er das sagte, und die Augen schienen ihm in den Kopf zu kriechen, während die Stimme so dick wurde, daß sie kaum einen Ton gab.

"Schweig!" fuhr er fort, als der andre Miene machte, ihn zu unterbrechen. "Schweig und höre mich an! Ich hab' sie lieb gehabt, seit sie vom Pfarrer eingesegnet wurde. Ich hab' mit ihr auf den Hügeln gespielt. Ich hab' sie bei der Kirche getroffen. Es ist mein Kind, was sie unterm Herzen trägt. Verstehst Du mich? Und läßt Du gegen irgend jemand ein Wort von dem verlauten, so ersteche ich Dich mit einem Messer oder ich erschieße Dich, wo ich Dich treffe."

Die beiden Männer standen sich Auge in Auge gegenüber, und für eine Weile herrschte Schweigen zwischen ihnen. Keiner, der sie so sah, hätte sagen können, wie ein Kampf zwischen ihnen ausgegangen wäre. Aber es lag etwas in Niels Stimme, in seinem Blick und seinem ganzen Wesen, das die Zunge des andern band. Vielleicht auch sah seine Reigung weniger tief, und es ist nicht unmöglich, daß er es zufrieden war, so leichten Kaufs von der Vaterschaft loszukommen. Er war außerdem so erstaunt, daß er kaum sprechen konnte, und Niels befand sich in jenem Aufruhr, in dem man Macht über die Menschen hat.

Er zwang seinem Nebenbuhler das Versprechen ab, ohne seine Hand zu berühren. Und als das geschehen war, ging Niels heim und ließ sich eine Schüssel Essen vorsetzen. Er sprach mit niemand ein Wort, stieg nur hinab in sein Boot, segelte hinaus und blieb fort, bis das Leuchtfeuer über dunkle Buchten und Schären blinkte.

Da wendete Niels Clauffson sein Boot und steuerte heim. Nun lag sein Weg klar vor ihm, und mit leichten Schritten sprang er ans Land.

Im Dunkel schlug er den geraden Weg zu Groß-Barsens Hütte ein, und ohne zu klopfen, öffnete er die Thür und trat ein. Groß-Bars steckte den Kopf heraus und fragte, wer da wäre, aber Niels antwortete nur, daß er Märta suche. Und seine Stimme klang so, daß Groß-Bars ihn an sich vorbei ließ und sich nur wunderte, was denn geschehen sein könnte.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Keimende Samen.

Die Entwicklung der Blätter, das Aufbrechen der Blütenknospen und die Entfaltung der Blumentelche gehen sichtbar vor unsren Augen vor sich, und trotzdem erscheint uns diese Verjüngung und Schaffenskraft der Natur immer wieder als ein wunderbares Rätsel. Wunderbar und rätselhaft ist das neue Werden und Wachsen allerdings trotz aller Forschungen, aber noch geheimnisvoller sind jene Vorgänge und Wandlungen, die aus scheinbar toten Gebilden, aus den kleinen Samenlörchen, junges, frisches Leben hervorgehen lassen. Still und unbemerkt vollziehen sie sich. Erst dann deuten sie sich uns an, wenn schon der größte Teil ihrer Arbeit gethan ist, wenn sich die grünen Keime aus dem Schoß emporstrecken.

Bereits wenn die Samen von der Mutterpflanze abfallen, tragen sie Ausrüstungen, die zu der künftigen Keimung in Beziehung stehen. Für den sich ablösenden Samen kommt es zunächst darauf an, daß er an dem Erdreich, wo er einsitzig Wurzel treiben soll, fest haftet. Ist dieses der Fall, so besteht keine Gefahr, daß er vielleicht gerade dann, wenn sich in ihm die Keimungsvorgänge zu regen beginnen, vom Winde losgerissen und dadurch in seiner Weiterentwicklung gestört wird. Betrachten wir verschiedene Samen näher, so werden wir eine ganze Anzahl auffinden, die auf ihrer Oberfläche mit winzigen Höckerchen, Leisten, Riefen und Naderchen ausgestattet sind. Diese kleinen Erhabenheiten dienen zur Anheftung der Samen. Zum Teil bohren sich die Vorsprünge in den Boden ein, zum Teil aber legt sich in die Vertiefungen zwischen ihnen die Erde, die, wenn sie feucht wird, fest mit den Samen verklebt. Wie innig die Verbindung ist, erkennen wir, wenn wir einige Samen vom Boden aufnehmen. Immer werden zahlreiche feine Erdpartikelchen an ihnen anhaften. Eine Reihe anderer Samen weist keine raube, sondern eine glatte Oberfläche auf. Aber auch sie entbehren nicht einer Vorrichtung, durch die sie fest mit dem Erdreich verbunden werden. Diese glatten Samen sondern nämlich, sobald sie feucht werden, einen klebrigen Schleim aus, der sie an den Boden anleimt. Eine dritte Gruppe von Samen ist endlich mit feinen Härchen ausgerüstet, die anfänglich der Samenschale glatt anliegen. Werden sie aber angefeuchtet, so heben sie sich ab, krümmen sich und verankern nun förmlich den Samen in der Erde.

Für die spätere Keimung ist es ferner nicht gleichgültig, in welcher Lage der Same auf dem Erdreich aufliegt. Bekanntlich birgt der Same schon die erste Anlage der Keimpflanze, den Keimling, in sich. Man unterscheidet an ihm ein Wurzelende, einen Stamm und eine Knospe. Auf den ersten Blick erscheint es als das zweckmäßigste, wenn der Same so auf die Erde zu liegen kommt, daß der winzige Stamm senkrecht steht, damit das Würzelchen sofort seinen Weg in den Boden findet. In Wirklichkeit aber ist es für den Keimling vorteilhafter, wenn sein Stamm zur Erdoberfläche wagerecht liegt. Dann muß sich zwar das wachsende Würzelchen winkelförmig zum Boden abbiegen, dafür kann aber der Stamm wie ein Hebel wirken und auf diese Weise seine Blätter viel leichter aus der engen Samenhülle herausziehen. Die ausgestreuten Samen fallen dann auch so nieder, daß der Stamm des Keimlings eine wagerechte Lage einnimmt. Die flachen, glatten Samen legen sich beim Aufsalen auf die Breitseite, die eiförmigen so, daß sie auf die längere Seite umsinken, und selbst bei den kugelförmigen Samen ist der Schwerpunkt so angeordnet, daß der Stamm des Keimlings parallel zum Boden gerichtet wird.

Die große Mehrzahl der Samen bedarf einer längeren Ruhepause, ehe sie überhaupt zu keimen vermögen. Bringt man sie, sobald sie an der Mutterpflanze ausgereift sind, in die Erde, hält sie feucht und warm, so keimen sie dennoch nicht. Sie müssen erst, wie der Gärtner sich ausdrückt, abliegen. In der freien Natur fallen bereits im Spätfrühling von vielen Pflanzen die Samen aus. Obgleich nun während des Sommers alle Bedingungen erfüllt sind, die das Keimen erfordert, so verharren diese Samen doch äußerlich in Ruhe und entwickeln sich erst im nächsten Frühjahr. Aber diese Ruhe ist nur eine scheinbare. Denn im Verlauf der Ruheperiode erfahren die in den Samen enthaltenen Stoffe Umsetzungen und Umwandlungen, welche das spätere Keimen erst ermöglichen. Bei einigen Samen, wie bei den Buchennüssen, läßt sich das Ergebnis der Umsetzungen durch den Geschmack und Geruch wahrnehmen. Die Keimkraft der Samen ist durchschnittlich am größten, wenn sie ein Jahr alt sind. In den nächstfolgenden Jahren sinkt die Keimkraft zunächst langsam, dann aber sehr rasch. Allerdings erhalten gewisse Samen erst

ihre volle Keimkraft, wenn sie überliegen. So keimen die Samen der Erbsen nicht im ersten, sondern erst im zweiten Frühjahr nach der Aussaat. Andre Samen behalten wieder außerordentlich lange ihre Keimkraft bei. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde in vielen Gegenden Deutschlands die Krapppflanze, die zum Rotfärben benutzt wurde, angebaut. Als später der Indigo aufkam, wurde der Krappanbau meist eingestellt. So geschah es auch in der Nähe von Göttingen. Hier wurde ein Teil des Krapplandes aufgeforstet. Vor kurzem wurde der Wald abgeschlagen, das Land tief umgerodet und wieder für den landwirtschaftlichen Betrieb verwendet. Zwischen dem angebauten Getreide ging zum allgemeinen Erstaunen auch eine Anzahl von Krapppflanzen auf. Der Same dieser Pflanzen konnte nur aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen und mußte demnach mehr als zweihundert Jahre seine Keimkraft bewahrt haben.

Bei manchen Pflanzen erscheint die Keimkraft der Samen durch äußere Einflüsse fast unzerstörbar. In den asiatischen Steppen wird der Same der Steppenkräuter während der Trockenheit täglich bis auf 50—70 Grad Celsius erhitzt. Trotzdem keimen sie mit Anbruch der Regenzeit. Linfen, Widensamen, Weizen- und Melonenkörnern hat man versuchsweise mittels Chlorcalcium innerhalb von fünfzig Stunden die größtmögliche Menge Wasser entzogen und sie darauf drei Stunden lang auf 100 Grad Celsius erwärmt. Gleichwohl keimten später 50 bis 60 Prozent dieser Samen. Auch gegen die Kälte-Einwirkung sind viele Samen sehr widerstandsfähig. Die Samen unjeres Goldregens bleiben den Winter über am Strauch hängen und werden infolge dessen, je nach dem Gang der Witterung, längere Zeit hindurch auf 10 bis 15 Grad Celsius abgekühlt. Ihre Keimkraft erleidet aber keine Einbuße. In den sibirischen Tundren sind die ausgefallenen Samen Temperaturen von 30 bis 50 Grad Celsius Kälte ausgesetzt; democh werden sie nicht getötet. Ebenso sind die Samen unsrer Grasarten sowie der Weizen gegen Kälte sehr unempfindlich. Grassamen und Weizenkörner, die zufällig in einen Eiskeller gerieten, keimten dort im Frühjahr, ja die Weizenkörner trieben sogar ihre Wurzeln in das Eis hinein. Die Samen der Solbanellen keimen in den Alpen tief unter der Schneedecke, die erst von den emporwachsenden Sprossen durchbrochen werden muß.

Die erste Bedingung für die Keimung ist das Wasser. Es giebt den Anstoß zum Beginn dieses Lebensprozesses. Indem es in den Samen eindringt, verflüssigt es die Nährstoffe, die in ihm abgelagert sind, wie Stärkemehl, Eiweißstoffe, Öle und mineralische Bestandteile, und verleiht ihnen dadurch die Möglichkeit, innerhalb des Samenkörpers zu wandern. Gleichzeitig läßt es auch die Zellen des Keimlings und das ihn umgebende Gewebe anschwellen und ruft dadurch einen gegenseitigen Druck hervor, der bei der Wanderung der Nährstoffe und bei der Entwicklung des Keimlings zur Geltung kommt. Ein andres Erfordernis ist Wärme. Die Ansprüche hieran sind, wie schon angedeutet, bei den einzelnen Pflanzen sehr verschieden. Beim Roggen, Weizen und Hauf beginnt sich der kleine Keimling bereits zu strecken, wenn die Temperatur nur 1 Grad Celsius beträgt. Der Mohr, der Spinat und die Gartenerbsen verlangen eine Temperatur bis zu 5 Grad, Mais und Sonnenblumen 5 bis 11 Grad, Kürbis und Tabak 11 bis 16 Grad und Gurken und Melonen mehr als 16 Grad Celsius. Die Zeit, bis dann wirklich das erste Grün hervortritt, ist ebenfalls ungleichmäßig. Bei den Grasarten vergehen von der Einleitung des Keimprozesses an nur etwa 8 Tage, bei dem Mohr und der Petersilie gegen 14 Tage, bei der Reseda dagegen bis zu 30 Tagen.

Mit der Einwirkung von Wasser und Wärme beginnt auch die Atmung der Samen. Je höher die Temperatur steigt, desto mehr nimmt auch die Atmung zu. Wie kräftig die Atmung der keimenden Samen ist, zeigen folgende Beobachtungen. Keimpflanzen vom Senf entwickelten in 24 Stunden 32 Kubikcentimeter Kohlenäure, während keimender Mohr in demselben Zeitraum sogar 55 Kubikcentimeter Kohlenäure auskies. Mit der Atmung, diesem Verbrennungsprozeß, verbindet sich zugleich die Entwicklung von Eigenwärme der Samen. Keimende Bohnen entwickeln eine Eigenwärme von 2 Grad Celsius, keimende Gerstenkörner von 5—10 Grad Celsius. Der wichtigste Vorgang besteht aber darin, daß nun auch die Nährstoffe des Samens in den Keimling überwandern und hier nun zum Wachstum verwendet werden. Denn der Same ernährt sich eine geraume Zeit hindurch selbst. Der Keimling selbst nimmt nur einen bescheidenen Platz im Samen ein. Die Hauptmasse des Samens bilden die schon genannten Nährstoffe, vor allem das Stärkemehl, die dem Samen von der Mutterpflanze als Reservestoff mitgegeben werden. Teils ist dieser Reservestoff in den Keimblättern aufgestapelt, die ihn allmählich entleeren und dem wachsenden Keimling mitteilen, teils liegt er dem Keimling als Speichergewebe an. In diesem letzteren Falle wachsen vom Keimling Saugzellen in das Speichergewebe hinein, die es ausaugen und die Reservestoffe in den Keimling überführen. Mit dem Fortschreiten der Keimung wächst auch das Wurzelsystem, dessen Eigenart es ist, stets nach dem Mittelpunkt der Erde hinzustreben. Hat ein Same schon eine längere Wurzel getrieben, so kann man ihn hinstellen wie man will, selbst so, daß die Wurzel mit ihrer Spitze senkrecht nach oben gerichtet ist, immer wird sich die Wurzel umstrimmen und sich in den Erdboden einbohren. Zunächst ist die Wurzel nur ein Befestigungsorgan des Samens. Für ihn Nährstoffe aus dem Erdbreich aufzusaugen, ist sie erst später befähigt, wenn sich die feinen Wurzeln-

härchen gebildet haben. Wohl aber richtet sich das Keimspänzchen empor, das jetzt seine Blättchen aus der Samenhülle hervorzieht, und von nun an freudig dem Licht entgegenzuwachsen.

Erich Wagdorf.

Kleines Feuilleton.

el. Der Kuchen. Eine tiefe Stille lag über dem Zimmer: die dumpfe Stille banger Erwartung. Die Mutter saß am Fenster, eine Näherei in der Hand. Der Junge hatte ein Schulbuch vorgelesen, las aber nicht; über die Blätter weg sah er verstoßen nach der Mutter hin; die that auch nur so, als ob sie nähte. In Wahrheit hörte sie gespannt nach dem Korridor hinaus, ob der Schlüssel sich nicht endlich drehen wollte im Schloß. Es blieb alles still. Mit einem verhaltenen Seufzer zog sie die Nadel von neuem durch den Stoff. Der Junge fing den Seufzer auf, die Stille fing ohnehin schon an, ihm unheimlich zu werden. Er sagte: „Wo Vater man bleibt!“

„Er wird ja kommen!“

„Is aber reich Gens.“

„So laß' es doch Zweie sein. Vater kann bleiben, so lange er will.“

„Er hat doch aber gesagt, er will auf'n Mittag hier sein.“

„Und wenn er nich hier is, jeh't's Dich auch nicht an.“

Die Mutter wurde ärgerlich, als könnte sie so die Angst zurückdämmen, die aus des Kindes Stimme sprach und ihre eigne Angst noch höher peitschte.

Der Junge verkroch sich nun hinter sein Buch; erst nach einer ganzen Weile wagte er sich wieder hervor. Als wollte er um Entschuldigung bitten, sagte er leise: „Vater wird Onkel nicht getroffen haben, am Ende wartet er.“

Die Mutter antwortete indessen nicht, sie nähte ruhig weiter.

„Mir hungert so,“ sagte der Junge.

„Mir auch, wart' man, bis Vater kommt.“

„Der kommt ja aber doch noch nicht, haste denn kein Stück Brot mehr?“

„Rein.“ Die Stimme der Frau zitterte.

„Mutter, sieh' doch mal zu: bloß 'n Stückchen!“

„Wenn ich Dir sage, ich hab' nichts, hab' ich nichts, und jetzt laß' mich zufrieden! Sie wandte sich hastig zu ihm um, ihre Augen blühten, dann brach sie ebenso plötzlich in Weinen aus und nun lief er auf sie zu: „Mutterchen, ach, nich Mutterchen, ich hab ja nur keenen Hunger nich mehr. Nur wein' nich Mutterchen!“

„Ich habe doch auch wirklich nichts mehr!“ Sie zog ihn an sich und mitten in ihr gemeinames Schluchzen hinein klang von draußen das Klirren des Schlüssels. Der Junge schrie auf: „Vater kommt!“ In drei Sätzen war er an der Thür und hinaus auf den Korridor. Die Frau folgte ihm aber nicht. Sie blieb am Fenster stehen und preßte die Hand auf das Herz. All die Angst der letzten Stunden zitterte in ihrem Herzschlag nach. Sie bebte. Und nun ersahen der Mann in der Thür und nur einen Blick warf sie in sein Gesicht, dann eilte sie mit einem Jubelschrei auf ihn zu: „Du hast es bekommen? Das Glück! Das Glück! Du hast es bekommen?“

Sie gingen beide an seinem Halse, der Junge und die Frau; er wehrte sie ab, halb lachend, halb selber schluchzend in freudiger Erregung.

„Aber nu laßt doch! Ree, nich doch! Laßt doch! Ihr erdrückt mich! Ich hab ja . . . zehn Mark hab ich, da“ — er warf das Geld hin — „und . . . und Arbeit hab ich auch.“ Das letzte klang wie ein Triumphschrei.

„Arbeit?“ Sie zog ihn neben sich am Tisch auf einen Stuhl.

„Arbeit? Erzähle!“

„Arbeit!“ schrie der Junge und warf seine Fibel in die Luft.

„Hurra, Vater hat Arbeit!“

„Er hat mir mitgenommen nach seine Fabrik,“ erzählte der Mann, da war 'ne Stelle frei als Hausdiener, und nu krieg ich zwanzig Mark de Woche, und noch Trinkgelder, und die Zehne hat Otto mir gepumpt und wiedergeben brauch ich se erst, wenn ich mal laun. „Ree aber, Alte, nich doch Alte!“ Die Frau hatte seine Hand gefaßt und ihre Stirn darauf gelegt.

Sie weinte; Glück und Freude hatten sie überwältigt.

„Nu weinste ooch noch,“ sagte der Junge ehrlich enttäuscht und dabei hab' ich so'n Hunger.“

„Und ich auch,“ lachte der Mann. „Ja, Alte, nu köch man wat, den Tag woll'n wir feiern. Drei Wochen nischt weiter wie Kartoffeln und Salz und die letzten Tage laun 'n Stück Brot. Heut mußte wenigstens Kottletten braten.“

„Der Schlächter hat man jetzt zu,“ meinte der Junge betrübt.

„Und dann dauer's ja auch zu lange!“ Die Frau begann sich zu fassen: „Ree wikt Ihr, denn essen wir auf'n Abend warm, und jetzt köch' ich erst mal 'n juten Kaffee.“

„Aber nich zu dünn,“ scherzte der Mann, „sechzehn Bohnen auf zweimüddreißig Laffen.“

„Können's auch achtzehn sein?“ Sie fing an zu lachen, „und Du, Willem, geh' zum Bäcker und hol' was zum Essen, und hier haste auch noch die Mark, die der Bäcker kriegt. Da hat er ja einen Lärm drum gemacht. Nich mal für 'n Groschen Schrippen wollt' er mir noch borgen. Haste Worte!“ Sie sah den Mann enttäuscht an.

„Oller Zeizfragen,“ sagte der Junge, „und denn war bet Brot noch immer alt. Wat soll ich denn holen? Schrippen?“

„Ruchen holste“, sagte der Mann, „für drei Groschen Sechserstücke und für Dich und Muttern noch 'nen Bindbeutel extra: daß Ihr etwas habt für Eure Ledermäuler und — für Euer — Hunger.“ Seine Stimme zitterte bei den letzten Worten und die Frau drückte seine Hand. Der Junge aber dachte nicht an Nahrung und Gefühle, er nahm seinen Korb und das Geld und stürmte die Treppe hinab, immer drei Stufen auf einmal. Er freute sich „fürchterlich“, vielleicht noch mehr darauf, daß er den „gütschigen“ Väter jetzt abtrumpfen konnte, als auf den Ruchen. Fast außer Atem trat er in den Väterladen.

„Gepumpt wird nicht!“ schrie der Väter ihm zu. Er unterbrach sogar sein Gespräch mit einer anderen Kundin.

„Warten Sie doch, bis Sie gefragt sind,“ sagte der Junge. „Da haben Sie Ihre plundrige Mark, bezahlen wir allemal mit eurer Hand.“

„Frecher Bengel,“ knurrte der Väter, „das werd' ich mal Deinem Vater sagen.“

„Der läßt Ihnen rüßen. Paden Sie mir lieber Sechserstücke ein, für drei Groschen Sechserstücke, um odenauf noch zwei Bindbeutel extra.“

„Ruchen willst?“ fragte der Väter gedehnt.

„Aber nich mit Schmalz jebaden, um auch Keenen von vorjestern!“

„Na ja, wenn man so reich ist,“ der Väter höhnte. „Ihr habt wohl 's große Loß gewonnen, daß Ihr heute so spendabel seid?“

„Vater hat Arbeit und Geld bekommen,“ sagte der Junge stolz, „und den Tag woll'n wir feiern.“ Damit nahm er seinen Korb und stürmte hinaus.

Der Väter sah mit einem empörten Blick die andre Kundin an: „Den Tag woll'n sie feiern; was sagen Sie dazu? Wenn sie keine Arbeit haben, denn schreien sie um Hilfe, und wenn möglich soll die Stadt noch eintreten. Naun, daß sie 'n paar Groschen kriegen, verquaddeln sie 's in Ruchen. Aber das will einem Keener glauben, daß die Sorte alle mit einander lieberliche Gesellschaft ist!“

— **Zu Floß nach Wien.**

Vor Jahren, als die Flößerei auf der Donau noch mehr im Schwange war, gehörte es zur größten Annehmlichkeit der deutschen wandernden Handwerksgefallen, als Hilfskraft bei den Flößern sich anzubieten, um mittels einer ebenso billigen als landwirtschaftlich abwechselungsreichen und amüsanten Flößfahrt durch Bayern und Oestreich dem gemüthlichen „Bean“ einen Besuch abzustatten. So fuhren beim großen Buchdruckerstreik 1873 verschiedene Stuttgarter streikende Untenbergsjünger die Donau hinab, um die Zahl der zu Unterliegenden in der Heimat zu vermindern. Daß ihnen diese Fahrt viel Freude und Genuß bereitere, beweisen sie in jeder gemüthlichen Viertelstunde, zu der sie mit Lust von ihrer Beaner Fahrt plauderten. Auch unsern Genossen Dreesbach, der jetzt die Stadt Mannheim im badischen Landtag und im deutschen Reichstag vertritt, führte während der Wanderschaft sein Weg an die Ufer der Donau, auch er hatte Sehnsucht nach Wien und auch für ihn sprachen Billigkeitsgründe für die Benennung einer Flößfahrt auf der Donau. Diese Flößfahrt nahm einen besonders günstigen Verlauf, den der Feuilletonist des Karlsruher „Volksfreund“ in folgender Weise beschreibt: Es war vor ca. vierzig Jahren. Da trieb sich in München an der Jyar ein damals noch nicht sehr „bieder“ Handwerksbursche mit seinem Kameraden herum, um sich auf einem nach Wien fahrenden Floße anwerben zu lassen. Das war damals die billigste Art, um von München auf der Jyar und auf der Donau nach der österreichischen Kaiserstadt zu gelangen. Die zwei fahrenden Gesellen bekamen zwei lange Stangen in die Hand, mit denen sie helfen sollten, das Floß im richtigen Fahrwasser zu halten. Allein diese schwielenerzeugende Arbeit scheint den körperlichen Fähigkeiten der beiden Handwerksburschen nicht angemessen gewesen zu sein; sie waren beide zu schwach, und das Floß spottete ihrer Anstrengungen. Sie beschloßen daher, bei der nächsten besten Gelegenheit durchzubrennen, und ihr Entschluß erhob das niedergeschlagene Gemüth derart, daß sie sich abends, als der Vollmond über dem Wasser aufging, auf einen Haufen Floßweiden legten und nach Herzenslust sangen. Am andern Morgen kam der Floßführer zu den beiden Sängern und sagte: „So, von heut ab braucht's nit mehr z' schaffen.“ — „Na, da haben wir's,“ dachten die zwei armen Tröpfe, „der erleichtert uns das Durchbrennen.“ — Aber die zwei Handwerksburschlein hatten sich geirrt; denn der Floßführer fuhr fort: „Aber singen müßt's, Ihr zwoa Quab'n!“ Und so geschah's. Der Gesang der zwei rheinischen Handwerksburschen hatte am Abend vorher dem Floßführer und seinen Leuten derart das Herz gerührt, daß sie die zwei fröhlichen Gesellen nunmehr als Sänger zum Zeitvertreib engagierten und sie von harter Arbeit entbanden. So sangen und jodelten sich die zwei deutschen Handwerksburschen von München durch bis nach Wien. Wenn ihnen aber die Stimmen versagten, dann brachte ihnen der Floßführer, der ein Gemüthsmensch und Praktiker gewesen sein mußte, selber zwei rothe Eier, um den Kehlopf wieder zu glätten. Abends versammelten sich, soweit der Dienst das zuließ, die Flößer um die zwei auf einer Wiege Floßweiden thronenden Sänger, rauchten ihre Pfeifen und hörten, was die zwei Teufelskerle ihnen sangen von der Lorelei, den schönen Rheinlanden und dem großen Ferdinand Raffale, der damals auf seines Ruhmes Sonnenhöhe stand, und den beide kannten. —

Volkskunde.

k. Eine altgriechische Zauberpuppe. Ueber einen interessanten Fund berichtet R. Wünsch in der eben erschienenen „Zeitschrift für das klassische Altertum“. Es handelt sich um ein bleiernes Figürchen, das einen Jüngling darstellt, dessen Kopf durch einen Messerschnitt gewaltsam vom Rumpf getrennt ist. Arme und Beine sind nach rückwärts gebogen und hier mit starken bleiernen Banden gefesselt. Eine kreuzweis gelegte Fessel läuft über den Oberkörper und zwei eiserne Nägel sind in Brust und Unterleib geschlagen. Die Figur ist aus ziemlich hartem Blei gegossen und gut erhalten; ihre Höhe vom Hals bis zu den Knien ist 0,06 Meter. Die Figur ist nichts anderes als eine Nachepuppe, wie sie heute noch bei vielen Völkern existiert. Ihr liegt die Vorstellung zu Grunde, daß das auf den Namen eines Menschen getaufte Abbild so eng mit dem Original verbunden ist, daß die dem Wilde zugefügten Leiden auch das Original treffen muß. Deshalb werden Hände und Füße des Abbildes durchstochen, um den Feind unschädlich zu machen. Der christliche Schriftsteller Sophronius erzählt unter den Wundern der Heiligen Kyros und Johannes auch das Theophilus-Wunder, das mit einer solchen Nachepuppe im Zusammenhang steht. Der an Händen und Füßen gelähmte Theophilus begab sich auf Gebot der Heiligen, die ihm im Traum erschienen waren, aufs Meer. Hier fand er ein Kästchen mit einer Bronzefigur, die ihm selbst ähnlich sah, nur daß Füße und Hände von einem Nagel durchbohrt waren. Naun wurde der eine Nagel aus der rechten Hand der Figur entfernt, so konnte Theophilus seinen rechten Arm bewegen; und als alle Stifte entfernt waren, war er völlig geheilt. Die von Wünsch gefundene Zauberpuppe hat ein besonderes Interesse, weil sie ein Document vorchristlich griechischen Zaubers ist. Sie stammt aus einem antiken Grabe Attikas und gehört, auch nach Art der Formbehandlung, aller Wahrscheinlichkeit nach ins III. Jahrhundert v. Chr., in die Zeit, in der auch die meisten bleiernen Figürchlein entstanden sind. Blei galt den Griechen als das unheilbringende unter den Metallen. Die durch den Leib getriebenen Nägel und der Schnitt, der den Kopf abtrennte, beweisen, daß es sich diesmal um eine Verwünschung gegen das Leben des Feindes handelt. Daher wurde sie auch in einem Grabe geborgen. Das einzige Analogon zu diesem Funde sind die im vorigen Jahr zu Tell-Sandabannah vom Palestine Exploration Fund ausgegrabenen 16 Bleifigürchen, die sämtlich gefesselt sind und jetzt richtig als Nachepuppen gedeutet werden. Nach den griechischen Inschriften sind sie griechischer Herkunft und gehören der Zeit der Verzanberung des Theophilus, dem II. Jahrhundert n. Chr. an. Die von Wünsch gefundene Zauberpuppe ist aber bisher jedenfalls das älteste Document für die Verbreitung eines derartigen Verwünschungszaubers. —

Humoristisches.

— **Prinzenerziehung.** Erzieher: „Königliche Hoheit haben wieder geruht, höchst Ihre Lekzion nicht zu lernen.“
Prinz: „Ein Fürst soll reiten lernen, alles andre versteht er schon von selbst am besten.“ —
— **Kanzlerurlaub.** Diener: „Soll ich einen Band „Fliegender Blätter“ einpacken, Excellenz?“
Kanzler: „Nicht nötig, meine Reise hat keinen politischen Zweck.“ —
— **Negative Potentialfälle.** Ein Amtsrichter sagt zum Zeugen in der Schöffensitzung: „Können Sie beschwören, daß Sie, wenn Sie am Garten vorbeigekommen wären, das Stück Holz nicht hätten sehen können, für den Fall, daß es unterm Baum gelegen hätte?“
Zeuge: „Aber, Herr Amtsrichter, ich habe es ja nicht gesehen.“
Amtsrichter: „Donnerwetter, Sie sollen beschwören.“
Zeuge: „Ja, ich habe es nicht gesehen.“
Amtsrichter: „Spreche ich polnisch oder spreche ich deutsch? Es ist ja gerade, als ob die Leute hier zu Lande keine negativen Potentialfälle mehr verständen!“ —
(„Simplicissimus.“)

Notizen.

— Unter dem Titel „Deutsche Thalia“ wird bei Wilhelm Braumüller (Wien und Leipzig) in nächster Zeit ein Jahrbuch für das gesamte Bühnenvesen erscheinen. Herausgeber ist Dr. F. Arnold Mayer in Wien. —
— c. Die Jubiläumssubskription für den polnischen Dichter Sientewicz hat in barem Gelde 76 133 Rubel gebracht; dazu kommen noch andre Geschenke, so daß das Gesamtergebnis sich auf 107 133 Rubel stellt. —
— Das Münchener Ueberbrett „Die elf Scharfrichter“ hat, wie dem „kleinen Journal“ geschrieben wird, den Konkurs angemeldet. Den Gläubigern werden 20 Proz. für ihre Forderungen geboten. —
— Otto Purshian, der Direktor der vereinigten städtischen Theater in Graz, hat die Pacht zu Ende Juni gekündigt. —
— Ein Preisausschreiben der Stadt Dresden für Dresdener Plastiker, das dazu veranstaltet wurde, das freie plastische Schaffen zu fördern, hat 70 Entwürfe erhalten. —